

Solo Verbo XXIII: „Vom Dort zum Hier“

Der Unterschied zwischen *Hier* und *Dort* ist eine Frage der Perspektive. Es mag banal erscheinen, der Definition zweier weithin bekannter Lokaladverbien einen ganzen Vortrag zu widmen, aber banal ist es nicht. Wie so oft in der Philosophie erschließen wir uns ein Stückchen Welt im Nachsinnen von scheinbar einfachen und selbstverständlichen Sachverhalten und Begriffen. Die Wege zur Erkenntnis sind dabei höchst unterschiedlich. Manche hoffen, sich im Gebet oder in tiefster meditativer Versenkung der Wahrheit anzunähern. Andere mühen sich durch die Schriften Platons oder Kants hindurch, nicht wenige scheitern dabei schon an den gestellten Formulierungen. Mir helfen eher die einfachen Geschichtenerzähler, und nicht zum ersten Mal sind es Jim Hensons *Muppets* aus der gleichnamigen Show oder in diesem Fall der *Sesamstraße*.

Krümel und *Lulatsch* ereifern sich gerade in einem wortreichen Austausch über die Qualität von Schmalzkeksen. Da tritt ein winziges, putziges Monster zwischen sie. Es hat ein Horn auf der Stirn und einen einzigen Vampirzahn links im Oberkiefer. Und dieses Viech ist ganz violett – also quasi kirchenfarben. Es hat keinen richtigen Namen und wird im weiteren Verlauf nur *Kleiner* genannt. *Kleiner* unterbricht das Palaver der beiden Großen, denn er hat da mal eine Frage: „Was ist eigentlich der Unterschied zwischen *Hier* und *Da*?“ Die Reaktion der beiden großen Monster kann pädagogisch als recht modern beurteilt werden. Denn statt den Kleinen mit umständlichen Erklärungen zu überfordern, wählen sie eine Methode, mittels derer der kindlich Fragende die Lösung *erfahren*, oder genauer: *erlaufen* kann.

Lulatsch entfernt sich in den Hintergrund der Szene. *Krümel* sagt: „Guck mal, Kleiner! Wir sind *hier*, und Lulatsch ist jetzt *da*.“ Lulatsch winkt aus der Ferne. *Kleiner* ist begeistert und eilt Lulatsch entgegen. Der begrüßt ihn fröhlich und sagt: „Kleiner, wie schön, dass du *hier* bist.“ – „Ich bin *hier*? Ich will aber *da*

sein.“ – „Nein“, korrigiert Lulatsch, „Krümel ist jetzt *da*. Du und ich, wir sind *hier!*“. – „Ich will aber mal *da* sein“, jammert der Kleine und rennt wieder in die andere Richtung los. So geht das eine ganze Weile hin und her, bis der lila Strolch ganz erschöpft ist und die beiden anderen des einsichtsarmen Spielens müde werden. Sie entfernen sich vom Kleinen und rufen ihm zu: „Bleib *da*, wo du bist.“ *Kleiner* stutzt und ist übergücklich, sein Ziel erreicht zu haben.

Wenigstens vorübergehend, bis dann ein anderes Monster hinzutritt, das ihn, wie es bekundet, gesucht hat und sich freut, ihn *hier* gefunden zu haben. Man kann nicht immer gewinnen.

Von dort wird er kommen, bezeugt das Glaubensbekenntnis den Modus der Wiederkunft Christi am Jüngsten Tag. *Dort* heißt das Reich, wo wir gerade nicht sind. Unsere Existenz residiert im *Hier*. Der Unterschied zwischen *Hier* und *Dort* ist eine Frage der Perspektive. Ganze Anthologien der Poesie zwischen Fernweh und Heimweh singen das Lied des jeweils anderen Ortes, der je nach Aufenthalt immer ein *Dort-Ort* bleibt. Es scheint, als wären wir zum *Hiersein* verdammt. Merkwürdig dabei ist, dass wir beim grundsätzlichen Nachdenken über unser Leben weniger von unserem *Hiersein*, sondern häufiger – auch Philosophen tun das – vom *Dasein* sprechen. Ist *Dasein* dem Wortsinn nach nicht eigentlich mit dem unerreichbaren *Dortsein* des unglücklichen violetten Monsters identisch?

Vielleicht – so will es mir erscheinen – steckt in der Wortbedeutung selbst schon eine theologische Note. Denn aus der imaginierten Perspektive eines Gottes sind wir als in die Welt Geworfene nun einmal *da* und *dort*, und nicht bei ihm „*hier*“. Die Philosophie unterscheidet zwischen dem Sein als einer allgemeinen Größe, im Falle Gottes auch das *Sein-Selbst* genannt, und einem individuell-konkreten *Dasein* der Geschöpfe in ihrem Begrenzt-Sein und ihrer Sterblichkeit. In der Sprache der Gelehrten unterscheidet man, einigermaßen gleichbedeutend, auch in *Essenz* und *Existenz*, wobei die *Essenz* auf das große Ganze und die *Existenz* auf das daraus Hervorgegangene und davon Abgeleitete verweist. Trefflich ließe

sich nun mit allerlei Seinswort-Variationen und topographischen Präfixen noch eine Weile *herumheideggern*. Doch fürs Erste will ich es dabei belassen. Und bei der Vermutung, dass die Unvollkommenheit unseres nicht selbstverschuldeten *Hiersein-Daseins* der Ursprung aller religiösen Bemühungen ist.

In großer Vielfalt reflektieren alle Religionen die Spannung zwischen *Hier* und *Dort* – und unseren Traum, selbige zu überwinden. Viele Kulte geben Anweisungen und Hilfestellungen für den Versuch, sich in das ersehnte *Anderswo* zu *beamen*, im übertragenen Sinn dorthin zu reisen, zu klettern oder fliegen. Bemerkenswert, dass das christliche Credo dazu keine navigatorischen Angaben macht. Die Richtung der Erlösung weist in dieser Glaubensstradition eindeutig vom *Dort* zum *Hier*.

Nun will ich in drei Schritten die Aspekte dieses philosophischen und theologischen Themas verhandeln, dabei mit dem uns vertrauten *Hier* beginnen, danach über das uns unbekanntes *Dort* zu rätseln versuchen und schließlich erwägen, wie eine Bewegung zwischen diesen Orten gedacht werden kann.

1. *Hier – der Ort des Ich und Wir*

„Hier bin ich“, antworten die biblischen Urväter und Propheten im Falle einer von Jenseits kommenden Anrufung ihres Namens. „Abraham!“ – „Hier bin ich“. Ein Ja allein scheint nicht zu reichen, der Standort will benannt sein, als hätte Gott Probleme, den Gerufenen zu finden. Oder wollen die alten Zeugen uns damit nur verdeutlichen, dass sie *Hiesige* sind wie wir? Nur mit dem kleinen Unterschied, dass da Stimmen von woanders sie erreichen?

Das Wörtchen *hier* hat in vielen Sprachen einen freundlichen Klang. *Here, här, qui, aqui*. Wer *hier* sagt, bei dem schwingt Heimat mit, vertrautes Terrain,

wohlmeinendes Ambiente. Wer allerdings auf einem Zahnarztstuhl sitzt, kann *hier* meist nur mit *weg* oder *fort von* zusammen denken. Aber meistens geht es darum, einer Lokalität eine sympathische Aura zu verleihen. In einem Pariser Restaurant habe ich bei sich einstellender Notdurft nach einem entsprechenden Orts-Hinweis Ausschau gehalten. Eine allzu deutliche Benennung wurde jedoch elegant vermieden. An einer Tür fand ich ein Schild, das diskret und einfach sagte: „C’est ici“ (es ist hier).

In kirchlichen Zusammenhängen wird das *Hiersein* durchaus auch kritisch gesehen, weil doch das noch nicht erreichte *Höhere* und *Andere* das Ziel aller Sehnsucht markiert. *Hienieden* ist ein kuriose Wort aus der Sprache der Choräle und zeigt besonders in der Barockdichtung an: das Gegenwärtige sei nichts Besseres als ein Leidensort, ein Jammertal.

Gegenwart ist ein wichtiges Stichwort. Denn das *Hier* tritt mit dem *Jetzt*, dem fast zornig-zackig klingenden, für mich charakteristischsten und schönsten Wort der deutschen Sprache, gern gemeinsam auf. *Jetzt! Verdammt! Im Hier und Jetzt* wird Präsenz und Gegenwärtigkeit radikal auf einen Punkt verdichtet. Es ist örtlich wie zeitlich der totale Augenblick, wo kein Danach und Davor und auch kein Anderswo mehr zählt. Hier bin ich!

Und doch hat *hier* nicht nur eine individuelle Bedeutung. Es hat auch eine kollektive Komponente und steht für ein *Wir*. Unsere Wohnung, unser Haus, unsere Straße, unsere Stadt. *Hier* leben wir. Es geht noch größer: unser Land, unser Kontinent, unsere Erde: der blaue Planet, für dessen lebenswerten Fortbestand und Wohlergehen wir Verantwortung tragen. Ein großes, für einen menschlichen Geist allein nicht fassbares und dabei höchst fragiles *Hier*. Was aus ihm wird, ist mit der Frage: „Was wird aus uns?“, ganz eng verknüpft. Es ist die *Gretafrage*, sozusagen. Und kaum haben wir halbwegs verstanden, wie schwerwiegend und schicksalsentscheidend der Umgang mit der

Klimaproblematik ist, da prasseln auch schon besorgniserregende Nachrichten über das Artensterben auf uns nieder, über das der Insekten in vordringlicher Weise. Ja, es ist schön, dass man inzwischen auch in unseren Breiten noch im Oktober so schön draußen sitzen kann. Und dass man dann im Straßencafé vom Eisbecher nicht mehr so viel nerviges sechsbeiniges Geflügel verscheuchen muss. Aber ...! Aber *Nach mir die Sintflut*, ist eine schlechte Haltung, zumal aus der biblisch-mythischen Katastrophe in naher Zukunft ein buchstäbliches und reales Ereignis werden kann. Wenn nun das *Hier* schon so bedroht ist, sollte man sich nicht schleunigst einmal *dortwärts* gerichtete Gedanken machen?

2. *Dort – ein gänzlich anderer Ort*

Heterotopie ist ein Begriff, den der Philosoph *Michel Foucault* geprägt hat. Der Begriff steht für Orte außerhalb der gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Heterotopien sind *andere Orte*, aber keine radikal jenseitigen, an sich unerreichen, denn das wären eher *Utopien*. Heterotopien sind Gegenplatzierungen und Widerlager zu den Topoi der gewöhnlichen Welt. Friedhöfe sind Heterotopien par excellence, vor allem jene, die man früher als kleine Gegenwelten ausgrenzte und vor den Toren der Städte einrichtete. Aber auch Kultstätten und Tempel aller Art gehören dazu, Theater und Kinos. Kliniken, für Foucault besonders deutlich: geschlossene Psychiatrien. Heterotopien haben Öffnungszeiten, Aufenthaltsbedingungen, verlangen oft initiatorische Rituale und lassen nicht jeden rein oder raus. Das *Schiff* ist für Foucault die Heterotopie schlechthin. Waren Sie mal auf einer Kreuzfahrt? Es ist erstaunlich, wie man schon nach einer kurzen Weile das Gefühl bekommt, ganz woanders und dabei doch bestens zu Hause zu sein. Es gibt Mitarbeiter auf solchen Schiffen, die müssen vom *staff captain* gezwungen werden, einen Landurlaub anzutreten.

Es gibt auch *geschichtlich* bedingte andere Orte. Wenn ich jetzt das Wort *Drüben* sage, dann wissen die Jüngeren wahrscheinlich gar nicht, was daran so

besonders sein soll. Die Älteren, vor allem die in der Nähe der innerdeutschen Grenze aufgewachsenen, dürften sofort aufmerken. *Drüben*, das war die nicht so ganz wirklich existierende Welt östlich von uns, jenseits von Stacheldraht und Todesstreifen. Einem Kevin Kühnert, dessen Thesen der – manchen von Ihnen vielleicht noch erinnerlichen – SPD als unangemessen sozialistisch gelten, hätte man vor dreißig Jahren noch zugerufen: „Geh doch rüber“, als eine gesteigerte Form von „Fahr zur Hölle“.

Was nun aber die Hölle betrifft: Prinzipielle Heterotopien, also *Utopien*, wie jenseitige Reiche, Über- oder Unterwelten haben Foucault nicht interessiert, weil er sie nicht glaubte und sie längst überwundenen Weltanschauungen zuordnete. Damit ist er nur ein Beispiel für das Denken der jüngeren Moderne, dass ein absolutes *Dort*, ein metaphysisches Anderswo, mangels Evidenz als nicht-existent abgelehnt wird und als reine Spekulation nicht mehr von Belang ist. Hier ist auch die Crux der Theologie der Gegenwart zu verorten – zumindest, was ihren Mainstream betrifft. Das metaphysische *Dort* als theologischer Gegenstand ist zu einem letztlich haltlos, aber trotzig behaupteten *Doch-Dort-Ort* geworden. Wenn der Neutestamentler Klaus Berger etwa leicht überheblich verkündet, die christliche Wahrheit werde siegen, da sie nach Prinzip „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“ funktioniere, dann ist das rein anekdotisch zwar ganz hübsch, aber schließlich doch nur Pfeifen im Walde auf hohem Niveau.

Auf das fatale Problem einer *Oben/Unten-Topographie* des religiösen Weltbilds habe ich in dieser Reihe schon mehrfach hingewiesen. Bei aller Liebe zu den Vorstellungen „Christus *mit* und *unter* uns“ und „der Heilige Geist *in* uns“, bleibt jede Grundverortung Gottes im Himmel *droben* ein hierarchisches Modell, welches tendenziell Beherrschung, Kontrolle und Unterdrückung indiziert. Und selbst wenn man eben diesen Himmlischen als barmherzig Liebenden imaginiert, bleibt in der menschlichen *Von-unten-Perspektive* immer nur die Unterordnung, wenn nicht gar Unterwerfung unter eine übergeordnete

Liebe. *Michel Houellebecq* hat in seinem Roman *Soumission* mit bissiger Ironie entfaltet, dass sich nach einer schlicht-grundsätzlichen und rituell unkomplizierten Unterwerfung unter den Gott der Muslime doch recht angenehm leben lässt. Jedenfalls als Mann. Leitende christliche Geistliche haben in der Regel wenig Probleme mit der Unterordnung unter eine himmlische Macht. Es bleiben ihnen ja auch genügend Möglichkeiten, den Druck nach weiter unten durchzureichen.

Ich weiß nicht, ob einige von Ihnen bei unserem „Abend über den Zweifel“ dabei waren und den theologischen Ausführungen des Kirchengeschichtlers Matthias Kroeger folgen durften. Ausführungen, die auf Gedanken von Jürgen Habermas, Dietrich Bonhoeffer und Paul Tillich fußten. Ein metaphysisches *Dort* mit einem persönlichen himmlischen Gott sei, so Kroeger, intellektuell und zunehmend auch in der Frömmigkeitspraxis nicht mehr nachvollziehbar, und in den heiligen Schriften sei es auch nicht grundsätzlich angelegt. Gleichwohl gebe es ein *Dort* auch in der von ihm propagierten *non-theistischen Theologie*. Und davon wird in einem dritten Schritt noch zu reden sein.

3. *Kommen – Wird das Dort im Hier uns frommen?*

Maranatha! – Unser Herr, komm! Wahrscheinlich ein früher bekenntnisartiger Gebetsruf einer aramäisch sprechenden Gemeinde, wenngleich so nur im 1. Korintherbrief bezeugt. Aber quasi gleichlautend vollendet und beschließt die Offenbarung des Johannes die kanonisch gewordene neutestamentliche Botschaft mit einem Ruf in Richtung *Dort*, doch bitte ins *Hier* zurückzukehren. Was beklagen wir uns über Lebkuchen ab August in den Supermarktregalen! Das Christentum ist durch und durch eine Advents- und Erwartungsreligion. So offen und so unvollendet, dass man auch auf einen jeden Maibaum Kerzenhalter montieren könnte. Jede Advents- und Weihnachtsfestzeit, das zeigen auch die einschlägigen Liturgien, ist mehr als eine Erinnerungsfeier an das geburtliche

Gekommensein, es ist ein Sehnsuchtsruf nach einer bislang nicht vollzogenen Wiederkehr.

Die Wiederkunft Christi, und was sich hinter dieser Vorstellung verbirgt, wie soll sie in einer nachmetaphysischen Zeit noch gedacht, noch glaubhaft verkündigt werden? Wenn die *Verdoppelung der Welt*, wie die marxistische Kritik die topographisch imaginierte Überhöhung einer irdischen mit einer himmlischen Welt nannte, kein schlüssiges Modell mehr zu sein scheint? *Matthias Kroeger* versucht, uns – im Anschluss an *Tillich* – ein symbolisches Verständnis der religiösen Vorstellungen nahezubringen. Natürlich seien ein Gott oder sein himmlisches Reich nicht real, aber unsere offene Frage nach dem Sinn brauche nun einmal Projektionswände zur Imagination von Entitäten, die über uns selbst hinausreichen.

Dazu ist kritisch anzumerken, dass – *Dan Brown* und seines Helden *Robert Langdon* zum Trotz – die Symbolologie auch keine unstrittige Wissenschaft mehr ist. Der Germanist *Jochen Hörisch* und, ein wenig anders, der Philosoph *Markus Gabriel* künden einen – durch die neuen Medien beförderten – Abschied von der *Bedeutung* im klassischen Sinne an. Signifikat und Signifikant, das Bild von etwas und die Sache selbst, unterscheiden sich nur noch minimal voneinander, sodass Sein und Bedeuten fast deckungsgleich geworden sind. In letzter Konsequenz braucht eine Welt, die endlich sich selbst bedeutet, auch keinen Gott mehr. Oder?

Kurz will ich innehalten, denn möglicherweise geht das alles ein bisschen zu schnell. Kein väterlich regierender Gott, kein himmlischer Thron, keine metaphysischen Reiche: gewiss ist all das in den Herzen und Gehirnen der Mehrheit der Menschen in unserem Kulturkreis längst Wirklichkeit geworden. Aber wird eine Welt ohne die Vorstellung einer in sie hereinbrechenden Jenseitigkeit nicht schrecklich selbstreferentiell und langweilig? Und würde dies der Tatsache gerecht, dass wir uns als empfindende und denkende Wesen nicht

komplett uns selbst und einer Kette von Zufällen verdanken können? Auch schon nicht-theologisch gedacht ist ein *Hier* ohne ein *Dort*, das über uns kommt, nur schwer vorstellbar.

Wenn jemand mich tröstet, mich begeistert, mich liebt, natürlich auch, wenn jemand mit etwas Böses will: immer reicht etwas von *dort* in mein *Hier* hinein. Und all das bewirkt viel mehr als das, was ich mir in Selbstgenügsamkeit erschaffe. Sollte dieses *Von-Dort-Kommen* nicht auch ein Prinzip des ganzen Lebens sein?

Extra nos hat Martin Luther das genannt. *Extra nos*: das Entscheidende geschieht *außerhalb von uns*, kommt über uns von woanders her. Nicht durch unsere Bemühungen, ohne unser Zutun, sondern nach Luther *sola gratia, allein aus Gnaden*. Womit keinesfalls gesagt ist, dass das, was über uns kommt, uns immer glücklich macht.

Wenn ich auf mein eigenes Leben zurückblicke, dann muss ich mir diesen Aspekt immer erst vor Augen führen. Als jemand, dem nicht alles in die Wiege gelegt wurde, musste ich mich oft selbst erfinden, meine Stärken selbst erschaffen. Aber wäre ich zu dem geworden, was ich bin, hätten meine Eltern mir nicht Grenzen definiert, die ich dann munter überschritten habe? Und wäre ich kein Außenseiter in der Schule gewesen, hätte ich dann meine ganzen kreativen Potentiale jemals entdeckt? Und würde ich die Liebe so wertschätzen und pflegen, wenn mir als jungem Kerl aufgrund von Unwiderstehlichkeit und Coolness die Mädchenherzen nur so zugeflogen wären?

Ich glaube nicht, dass es nur eine pastorale Sentimentalität ist, wenn ich denke, dass ein *Dort*, ein *Außerhalb-von-Uns* das Leben weitaus mehr lenkt, als wir es uns eingestehen möchten – seien wir nun fromm oder das Gegenteil davon. Dieses *extra nos*, mal geht es mit uns, mal stellt es sich uns auch in den Weg. Mal können wir es einer benennbaren Ursache zuweisen, mal bleibt es unergründlich schicksalhaft und ein großes Rätsel. Und möglicherweise ist es

auch für das *Wir*, für unsere politische Verantwortung in der Welt, eher von Vorteil, wenn wir nicht nur im Sinne von *Hiesigem*, sondern auch im Sinn von imaginiert *Dortigem* entscheiden und handeln.

Gibt es also vielleicht jenseits aller klassischen religiösen Zuweisungen doch ein *Dort*, das in unser *Hiersein* kommt und in ihm agiert? In dem Choral „Lasset uns mit Jesus ziehen“ findet sich eine Stelle, die da lautet: „irdisch noch schon himmlisch sein“. Wenn wir dieses *schon* und *noch* nun nicht als ein zeitlich gedachtes Nacheinander verstehen, sondern als ein akzidentelles Ineinander-Verwoben-Sein? Als Irdische zugleich Himmlische sein? Mit einem Bezug auf Dietrich Bonhoeffer hat Matthias Kroeger seinen Vortrag über einen Gott, den es nicht gibt und der uns trotzdem nicht egal sein kann, geschlossen: Das Jenseits, es ist eine besondere Qualität unseres unbestreitbar diesseitigen Lebens.

Huch, wer kommt denn hier zurück! Ein possierliches Tierchen, wie der alte *Grzimek* wohl gesagt hätte, mit Augen aus bemalten Tischtennisbällen, mit Vampirzahn und einem Hörnchen oberhalb der Stirn. Nach all den schwierigen Gedanken, nach all der inzwischen vergangenen Zeit ist es noch immer auf der Suche nach dem *Da*.

„Sei beruhigt, du kleiner Kerl mit deinem kirchenlogofarbenen Fell. Der Unterschied zwischen *Hier* und *Dort* ist nur eine Frage der Perspektive. Dein *Hiersein* ist zugleich dein *Dasein*. Denn das *Da* und *Dort*, es mag dir manchmal wie ein Fluch und manchmal wie ein Segen erscheinen. Doch es reicht wie eine Gnade in dein *Hiersein* tief hinein.“